

Dr. med. Kurt Höfeld, „Abschied und Erinnerung“ -Symposium zur Verabschiedung von Dr. Klaus Winkelmann- „Zusammen wachsen – Zusammenwachsen“. 13.10.2018, Heidelberg.

Lieber Klaus,

Du hast fast ein Viertel Jahrhundert Aufbauarbeit an diesem Institut geleistet, so sind durch Deine Arbeit die verschiedenen Bereiche des Heidelberger Institut für Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie zusammengewachsen und ich denke dabei auch an die Erziehungsberatungsstellen. Dein Werk gedeiht. Ich bin nicht nah genug vor Ort, um wirklich ermessen zu können, wieviel Energie, Aufmerksamkeit, Zuwendung, sicher auch Liebe und ja: Disziplin für Dich nötig waren, um eine solche Wirkung zu erreichen, das heißt, diesen Zusammenhang herzustellen und lebendig und kreativ zu erhalten. Das erfordert eine Idee und einen guten Blick. Herzlichen Glückwunsch.

Ich habe mich in meinem Text auf einen einzelnen Aspekt beschränkt, den des Abschieds. Ich denke aber genauso auch an das Ankommen und die Heimkehr und daran, dass nach dem Abschied etwas Neues beginnen kann. Das wünsche ich besonders Dir. Klaus.

Dieses Symposium soll Deine Arbeit würdigen und der Dank für Dein Schaffen sein.

Ich schließe hier eine Bemerkung an, die die Festfreude beeinträchtigen könnte, ich meine die Erwähnung der bekannten Altlasten durch Deinen Vorgänger. Ich fühle weder das Recht noch die Pflicht, diese Hypothek, die Du übernehmen musstest und Deine Verdienste schmälern können, zu diskutieren. Eine Klärung ist in Sicht. Ich rechne mit Deiner Zustimmung, wenn ich es bei dieser Bemerkung belasse.

## **1. Abschied und Erinnerung**

Am Anfang meiner Gedanken zum Thema Abschied stand eine Frage, die mich seit meiner frühen Praxis beschäftigt hat und mit der ich mich jetzt noch einmal auseinandergesetzt habe: *Inwiefern ist der, der Abschied nimmt, darauf angewiesen, dass der andere, von dem er Abschied nimmt, ihm diesen gewährt?* Ich komme auf diese Frage zurück. Dazu fand ich im Vorfeld viel Anregung in der Literatur, es formulierte sich für mich dann die Frage: Was ist ein „gelungener Abschied“? Wann und warum gelingt ein Abschied oder gelingt eben nicht? Was ist dann ein „mislungener Abschied“?

Abschied hat, wie alles Geschehen, zwei Zeiten: Den gegenwärtigen Moment des Geschehens und das vergangene Geschehen, die Geschichte, die sich vollzogen hat und die erinnert werden kann. Damit bekommt der Abschied einen Prozesscharakter.

Im Moment des aktuellen Abschieds, der jetzt geschieht, gilt: Wenn die letzten Worte gesprochen sind, wenn die letzte Umarmung sich auflöst, wenn die Tür klappt und es dann still ist, dann **geschieht** der Abschied. Die Anwesenheit des anderen ist unwiderruflich vorbei. Das gilt für beide, für den der geht und für den, der bleibt.

Erinnerung, sich erinnern, macht den Abschied zu einem **Geschehnis**, das beiden widerfahren ist und erst aus der Vergangenheit erkannt und benannt werden kann, erst dann eine Form annimmt, z. B. in Anna Seghers autobiographischem Roman *Transit*. Hier werden noch einmal alle Schrecken eines Abschieds, der sich endlos hinzieht, sehr deutlich. Die Erinnerung weckt alte Gedanken und Gefühle, Trauer, Ärger, Wut, Furcht oder Freude, aber kann auch neue entstehen lassen oder kann erstmals aufdecken, dass ein Abschied nie ganz gelungen ist oder sogar noch lebenslang andauert.

*Abschied* ist kein genuin psychoanalytischer Begriff, sondern ein Wort der Alltagssprache und der Literatur, aber Abschied steckt in der psychoanalytischen Theorie, zum Beispiel in der *Objektbeziehungstheorie*, der *Selbstpsychologie*, der *Entwicklungstheorie* und der *relationalen Psychoanalyse*.

Die Sprache der Psychoanalyse benutzt statt Abschied eher den Begriff der *Trennung*. Trennung ist als Begriff formaler, Trennung objektiviert einen Sachverhalt aus einer dritten Perspektive, will traditionell psychoanalytisch benennen, aufklären und deuten. Dagegen bezieht sich Abschied eher auf das gefühlshafte Erleben im Zwischenbereich.

Umgangssprachlich bezieht sich der „Abschied für immer“ auf den Tod einer wichtigen Person, wenn die Hinterbliebenen „für immer“ Abschied nehmen. Aber „Abschied für immer“ haben auch Auswanderer aller Zeiten erlebt und erleben heute viele Flüchtlinge. Der Abschiednehmende gibt etwas auf und betritt nach dem Überschreiten einer Grenze neuen Boden, *der* Andere oder *das* Andere bleiben zurück. Wenn wir von den Migranten vor allem ihren Willen zu Integration fordern, dürfen wir deren Abschieds-Arbeit nicht vergessen. Sie ist eng verbunden mit dem Aspekt der Resilienz. Ich kann das Thema der Integration als eigenes, aber sehr gewichtiges Thema hier nur streifen.

Ich erinnere mich an ein eigenes Abschiedsgefühl am Ende einer für mich wichtigen Reise: Von der Bordwand der Fähre blicke ich auf den Kai und sehe, wie sich ein Streifen Wasser zwischen Kai und Bordwand schiebt, das Schiff legt ab. Der Streifen Wasser wird schnell breiter und am Ende versinkt Kreta hinter dem Horizont. Ein entscheidender Faktor bei dieser Form des aktuellen Abschieds ist eben die *Zeit*: Im Moment des Abschieds wird Gegenwart zur Vergangenheit.

Den Abschied besingen mit Trauer und Schmerz Lieder wie „Straßburg, ich muss Dich lassen...“ oder „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus...“ oder „Am Brunnen vor dem Tore...“.

### **Sich verabschieden und jemanden verabschieden**

Ich habe bisher nicht unterschieden zwischen dem intransitiven *sich verabschieden* und dem transitiven *jemanden verabschieden*. Die transitive Form ist im allgemeinen nur formal üblich, z. B. als „ehrvoller Abschied“ oder „das Parlament verabschiedet ein Gesetz“, aber mich hat die transitive Form deshalb beschäftigt, weil eine Voraussetzung für das Gelingen eines Abschieds zu sein scheint, dass der Abschiednehmende von dem anderen einen guten Abschied *bekommt*, damit der Neubeginn nach dem Abschied ein Erfolg wird. Zeremonielle Entlassungsfeiern im Sinne eines kollektiven Rituals benutzen dieses Wissen.

Ich komme jetzt zurück auf meine Anfangsbemerkung, die Erfahrung aus meiner frühen Praxis, die mir deutlich machte, wie belastend und zerstörend ein fehlender Abschied, also eine *Trennung ohne Abschied* sein kann.

#### Eine Fallvignette:

Vor 70 Jahren wurde meine Patientin als das siebte von insgesamt neun Kindern eines Bauernehepaares aus dem westfälischen Raum mit 10 Monaten an den Bruder des Vaters und seine Frau „weitergegeben“. Die Mutter meiner Patientin hatte sich höchstens 4 Kinder gewünscht, ihr Vater wollte „viele Kinder“. Die Ehe von Onkel und Tante war kinderlos geblieben, aber besonders die Tante hatte sich dringend ein Kind gewünscht. In der Familie sprach man von „ausgleichender Gerechtigkeit“. Vor der Patientin war ihre ältere Schwester (+5) zu dem kinderlosen Paar gegeben, sie wurde aber nach einer Zeit *zurückgeschickt*, weil sie den neuen Eltern zu große Schwierigkeiten machte. Diese Schwester ist später ausgewandert und hat keinen Kontakt zur Familie.

Meine Patientin wurde bald von Onkel und Tante adoptiert und wuchs bei ihnen auf, sprach sie auch mit Vater und Mutter an. Zugleich kam sie regelmäßig zu ihren eigenen Eltern *zu Besuch*. Dort musste sie für ihre Geschwister ungeliebte Arbeiten übernehmen, z. B. Küchenarbeit. Als Kind konnte sie sich nie wehren, aber später tobte in ihr ein heftiger Zorn gegen diese Missachtung als „Aschenputtel“.

Dadurch, dass sie auch ihre Adoptiveltern – also Onkel und Tante - Vater und Mutter nannte, war ich nie sicher, wen sie meinte, wenn sie von Vater oder Mutter sprach. Ich habe diese Verwirrung thematisiert, ohne die eigentlich zugrundeliegenden Verwirrung aufzulösen.

Eine besondere Brisanz in der Therapie entstand dadurch, dass ein früherer Kollege von mir, den ich aus einer gemeinsamen Arbeitsgruppe kannte und der inzwischen an einen anderen

Ort verzogen war, die Patientin an mich verwiesen hatte, nachdem sie aus Studiengründen nach Berlin umgezogen war. Er hatte schon länger mit ihr therapeutisch gearbeitet und wie sich ergab, idealisierte sie ihn noch immer.

Damit war schon im Beginn der Analyse ein Wiederholungsmoment vorgegeben und färbte bereits im Vorfeld die Übertragung, ich war ein „zweiter Vater“. Die Beziehung zur Adoptivmutter war von Anfang an durch Kampf und Ablehnung geprägt. Reaktiv verwendete die Patientin immer große Mühe darauf, es der „Mutter“ (Adoptivmutter) in allem recht zu machen. Auch hier bildete sich durch eine Umkehrung ein Übertragungsmuster heraus, in diesem Fall war ich es, der es ihr nie ganz recht machen konnte.

Erkennbar verwirrend war für die Patientin in der Vergangenheit, dass die Patientin trotz der Adoption weiterhin ihre eigenen Eltern regelmäßig besucht hatte. Dieser Umstand hat wesentlich dazu beigetragen, die durch die Verpflanzung von den Eltern zu den Adoptiveltern verbundene Traumatisierung konstruktiv zu bearbeiten.

Ein dritter Aspekt, der mir erst im Rückblick deutlich wurde, war, dass es mir aufgrund einer eigenen Verschickungserfahrung schwer fiel, die Probleme rechtzeitig und ausreichend zu erkennen und zu begreifen. Leider stellte sich mein Versuch, durch eine Fallvorstellung bei einem Besuch von Meltzer in Berlin diese Therapie supervidieren zu lassen, als Fehlschlag heraus.

Es ist sicher entscheidend, in welchem Alter eine solche „Trennung ohne Abschied“ erfolgt. Ein Kind, dessen *Ich* die veränderte Situation als solche schon erfassen kann, also ein Kind, das mindestens 6-8 Jahre alt ist, kann eine solch gravierende Veränderung erfassen und verarbeiten. Ein kleines Kind wird diese Erfahrung abspalten oder verdrängen. Im Fall meiner Patientin ist die Lage noch insofern kompliziert, als ihr die Verhältnisse zwar bekannt waren, aber dieser Eingriff in ihr Leben weder kommentiert noch problematisiert wurde. Es war einfach ihr Schicksal, zwei Eltern zu haben (s. o. „ausgleichende Gerechtigkeit“). Sie blieb lebenslang einer doppelten Loyalität verhaftet.

### **Was ist also ein gelungener Abschied?**

In der Literatur fand ich bei Ulrich Bräker in seinem Text *„Kindheit und Jugend des armen Mann in Toggenburg“* (dtv klassik, 1992: München, S. 58) ein anscheinend passendes Beispiel für einen gelungenen Abschied eines noch kleinen Jungen: *Ulrich Bräker*, genannt *der Nabis Ueli*, wurde am 22. Dezember 1735 im Weiler Nabis im Toggenburgischen (Schweiz) geboren. Als ärmster Leute Kind und eines von elf Geschwistern erfuhr er keine Schulbildung. Aber er hatte früh schon das Bedürfnis verspürt, sich schriftlich auszudrücken, hatte Tagebücher geführt (die ältesten erhaltenen stammen aus den Jahren 1768/69 –

damals war er 33 Jahre alt), hatte dann 1780 (45jährig) mit Shakespeare das literarische Lebenserlebnis schlechthin – und ging, bewegt und bewogen auch von *seinem* Shakespeare, als 46jähriger in den Jahren 1781 bis 1785 daran, die eigene Lebensgeschichte aufzuschreiben.

Seine Aufzeichnungen fielen in die Hand des Ortsgeistlichen Martin Imhof, Pfarrer zu Wattweil im Tockenburg, der sie dem Verleger Füßli anvertraute. „Da wurde der geringe Mann dann um seines Schreibens willen geachtet“, heißt es bei Wikipedia<sup>1</sup>.

*„Ja, ja“ sagte eines Tages mein Vater, „der Bub wächst, wenn er nur nicht so ein Narr wäre, ein verzweifelter Lappe (Schwächling); auch gar kein Hirn. Sobald er an die Arbeit muss, weiß er nicht mehr, was er tut. Aber von nun an muss er mir die Geißen hüten, so kann ich den Geißbub abschaffen“.*

*„Ach“, sagte meine Mutter, „so kommst Du um Geißen und Bub. Nein! Er ist noch zu jung“.*

*„Was, jung, ich will es drauf wagen, er lernt's nie jünger. Die Geißen werden ihn schon lehren; sie sind oft witziger als die Buben. Ich weiß doch sonst nichts mit ihm anzufangen.“*

*Mutter: „Ach! Was wird mir das für Sorg' und Kummer machen. Sinn' ihm nach! Einen so jungen Buben mit einem Fasel Geißen in den wilden, einöden Kohlwald schicken, wo ihm weder Steg und Weg bekannt sind und es so gräßliche Töbler hat. Und wer weiß, was für Tier sich dort aufhalten und was für schreckliches Wetter einfallen kann. Denk' doch, eine ganze Stund' weit. Und bei Donner und Hagel, oder wenn sonst die Nacht einfällt, nie wissen, wo er ist. Das ist mein Tod, und Du mußt's verantworten“.*

*Ich: „Nein, nein Mutter! Ich will schon Sorg' haben und kann ja dreinschlagen, wenn ein Tier kommt, und vorm Wetter untern Felsen kreicheln und, wenn's nachtet, heimfahren; und die Geißen will ich, was gilt's, schon paschgen“ (meistern).*

*Vater: „Hörst jetzt! Eine Woche mußt' mir erst mit dem Geißbub gehen. Dann gib wohl Achtung, wie er's macht, wie er die Geißen alle heißt und ihnen lockt und pfeift, wo er durchfährt und wo sie die besten Weid finden“.*

*„Ja, ja!“ sagt' ich, sprang hoch auf und dacht': Im Kohlwald, da bist Du frei ; da wird dir der Vater nicht immer pfeifen und dich von einer Arbeit zur anderen jagen.*

Dieser Abschied scheint – zumindest für diesen Zeitpunkt – gelungen. Zwar sind Vater und Mutter uneins, der Vater stößt den Buben voran, die Mutter will ihn zurückhalten, der Sohn selber schlägt sich mit durchsichtigen Gründen auf die Seite des Vaters, aber da er es in der Folgezeit schafft, die Geißen zu hüten, erlebt er eine glückliche Zeit. Ueli kann in eine reifere

---

1 Die ZEIT (Wochenzeitung) Nr. 31, 25. Juli 1980

Stufe gelangen, kann in einem neuen Zyklus einen Entwicklungsschritt beginnen, weil ihm zum richtigen Zeitpunkt ein für ihn genügend guter Abschied *gegeben wurde*. In der Sorge der Mutter um den Buben schimmert eine als gute Brücke dienende Bindungserfahrung durch, die „gut genug“ war.

Ein anderes Beispiel, jetzt eines Jugendlichen, fand ich bei Henning Mankell, der einen für ihn lebensentscheidenden Abschied beschrieben hat, den er als Sechzehnjähriger vollzogen hatte (Treibsand, S. 124):

*Mein Entschluss, die Schule zu verlassen, kam plötzlich, aber doch nicht vollkommen unerwartet. Im Unterbewusstsein und in der Phantasie hatte ich mich lange auf einen entscheidenden Aufbruch vorbereitet. Nicht weil ich Probleme gehabt hätte. Ich fand nur, dass es langweilig war, all diese einschläfernden Stunden abzusitzen, denn ich hatte bereits beschlossen, Schriftsteller zu werden. Lernen und lesen konnte ich auch, ohne in einem Klassenzimmer eingeschlossen zu sein. Es war Samstagnachmittag. Aufgrund eines missratenen Stundenplans war meine Klasse mit einer Doppelstunde Latein am Ende des Tages gestraft. ....Normalerweise hatte ich nichts dagegen, Übersetzungen aus dem Lateinischen zusammenzupuzzeln. Aber als ich dort saß und dem einschläfernden Gemurmel eines Klassenkameraden zuhörte, der einen Abschnitt aus *de bello gallico* übersetzte, wusste ich plötzlich, dass die Stunde geschlagen hatte. Als es klingelte, stand ich auf, suchte meine Bücher zusammen und verließ, ohne ein Wort über meinen Entschluss zu verlieren, das Klassenzimmer, um nie mehr zurückzukehren. Ich würde mich nicht umblicken, das hatte ich von Hemingway gelernt.*

In demselben Buch, seinem letzten, erwähnt Henning Mankell ein wichtiges biographisches Detail. Seine Mutter hatte ihr Familie mit vier Kindern früh verlassen, er lernte sie erst als 15jähriger kennen. Als 10jähriger erlebte er, dass er auch seinen Vater zu verlieren drohte. Er erwachte nachts durch das Rufen seines Vaters und fand ihn fast bewusstlos auf der Schwelle seines Zimmers liegend, der Vater hatte eine Hirnblutung. Der Vater hat überlebt, aber Mankell hat dieses Trauma nie ganz verarbeiten können, er beschreibt als Folge dieses Traumas eine lebenslang Nachtangst. Dennoch gelang ihm sein Abschied 16jährig, weil ihm der Vater diesen selbst gewählten Weg des Aufbruchs – wenn auch widerstrebend - als Abschied gewährt hat. Der junge Henning Mankell fühlte sich schon genügend autonom. Dafür ist ein zweites Detail wichtig. Er beschreibt an einer anderen Stelle in demselben Buch seine Entdeckung der eigenen Identität. Neunjährig sieht er sich in seiner späteren Erinnerung (Treibsand) im Heimatort vor dem Möbelgeschäft und dem Kino stehend (S. 25):

*Jetzt sehe ich, dass Engmann (der Hausmeister des Bürgerhauses, zuständig für das Kino des Ortes) „Reif für den Galgen“ zeigen wird, was nicht besonders verlockend erscheint, sowie einen schwedischen Film mit Nils Poppe. Das einzig Gute an diesem*

*Film ist, dass er jugendfrei ist. Ich brauche nicht durch das Kellerfenster einzusteigen, an dem Bosse und ich heimlich eine Sperre angebracht haben, damit es nicht ganz schließt und wir hineinklettern könne, wenn Filme laufen, für die wir zu jung sind.*

*Als ich an diesem kalten Morgen vor siebenundfünfzig Jahren hier stehe, erlebe ich einen der entscheidenden Augenblicke, der mein Leben für immer prägt. Die Situation steht mir in beinahe überdeutlicher Klarheit vor Augen. Als wäre das Bild meiner Erinnerung eingebrennt. Plötzlich überfällt mich eine unerwartete Einsicht. Als bekäme ich einen Stoß. Die Worte formen sich wie von selbst in meinem Kopf: Ich bin ich und kein anderer. Ich bin ich.*

*In diesem Augenblick erhalte ich meine Identität. Vorher waren meine Gedanken so kindlich gewesen, wie sie sein sollten. Jetzt trat ein ganz neuer Zustand ein. Identität setzt Bewusstsein voraus.*

*Ich bin ich und kein anderer. Ich kann nicht gegen jemand anderen ausgetauscht werden. Das Leben wird plötzlich zu einer ernsten Frage.*

Schon hier bahnt sich der Abschied an. Aber sein Abschied markiert auch einen starken Aspekt seiner späteren Biographie, er ist sehr viel gereist, lebte halb in Afrika und halb in Schweden, wurde Theaterregisseur und hat sein Jugendziel, Schriftsteller zu werden, erreicht. Beide Aspekte, die gelungene Bildung einer stabilen Identität und die Tatsache, dass sein Vater ihm als 16jährigen den Abschied gewährte, ihm den Abschied zutraute, sind Voraussetzungen dafür, dass der Abschied gelingen konnte.

### **Was ist ein „mislungener Abschied“ und warum misslingt er?**

Aus dem Märchen kennen wir gelingende und misslingende Abschiedsverläufe. Im Märchen „Die Gänsemagd“ nimmt die Königstochter Abschied von ihrer Mutter und obwohl sie anscheinend gut ausgestattet wird, misslingt der Abschied dennoch, wie der sich anschließende Prozess zeigt.

*Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollte und nun das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Geschmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte. Und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die*

*alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: "Liebes Kind, verwahre sie wohl, sie werden dir unterwegs not tun."*

*Also nahmen beide voneinander betrübten Abschied. Das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer: "Steig' ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich mitgenommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken." - "Wenn Ihr Durst habt," sprach die Kammerjungfer, "so steigt selber ab, legt Euch ans Wasser und trinkt, ich mag Eure Magd nicht sein." Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie: "Ach Gott!" Da antworteten die drei Blutstropfen: "Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leib tät ihr zerspringen." Aber die Königsbraut war demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferde. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: "Steig' ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken," denn sie hatte alle bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmütiger: "Wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Magd sein." Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: "Ach Gott!" und die Blutstropfen antworteten wiederum: "Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme; denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau: "Auf Falada gehöre ich, und auf meinen Gaul gehörst du;" und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten, die königlichen Kleider auszuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich musste sie sich unter freiem Himmel verschwören, dass sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in acht.*

Das Märchen wurde als Bild einer anfangs misslingenden Entwicklung gedeutet, die junge Königstochter ist zwar noch unerfahren, aber wie der Verlauf zeigt, sehr stark.



Mir fällt auf, dass Angst in diesem und in vielen Märchen kaum eine Rolle zu spielen scheint. In der Realität spielt aber Angst eine große Rolle, besonders Jung hat immer wieder auf sie hingewiesen, einerseits als Grund für das Scheitern einer Entwicklung des jugendlichen Menschen, andererseits als Angst des alten Menschen vor dem Tode.

Ein Abschied misslingt also, wenn der, der sich verabschiedet, nicht genügend ausgerüstet ist, im Fall meiner Patientin war sie zu jung, um sich so wehren zu können, wie ihre Schwester und ihre Geschichte durfte nicht erzählt und nicht problematisiert werden, sie wurde einfach *verlegt*, wie es im Krankenhaus manchen Patienten ergeht.

### **Die Rolle der Erinnerung**

Ich komme noch einmal zurück auf die Unterscheidung des Abschied als aktuellen Moment, wenn sich Robinson Crusoe in Hull einschiffte oder der 23jährige Darwin mit der Beagle in See sticht und als Prozess, der als solcher erst aus der Erinnerung entsteht.

Beide Männer, Ulrich Bräker und Henning Mankell haben ihre bedeutsamen Abschiede erst als Erwachsene aufgeschrieben. Bräkers Erinnerungen markieren den Übergang vom Jugend- zum Erwachsenenalter, bei Mankell tauchen die Erinnerungen nach der Konfrontation mit seiner tödlichen Krebserkrankung auf. Auch Robert Louis Stevenson Roman „Die Schatzinsel“ geht von einer Erinnerung aus, wenn er schreibt:

*Gutsherr Trelawney, Dr. Livesey und die übrigen Herren haben mich gebeten, unsere Fahrt nach der Schatzinsel vom Anfang bis zum Ende zu beschreiben, und dabei nichts zu verschweigen als die genaue Lage der Insel, und zwar auch dies nur deshalb, weil noch jetzt ungehobene Schätze dort vorhanden sind. So ergreife ich die Feder in diesem Jahre des Heils 17.. und versetze mich zurück in die Zeit, als mein Vater den Gasthof zum »Admiral Benbow« hielt, und als der braungebrannte alte Seemann mit der Säbelnarbe im Gesicht zuerst unter unserem Dache Wohnung nahm.*

Erinnerung ist oft nötig, um den Abschied zu vermitteln. Die Literatur nach dem zweiten Weltkrieg ist voller Erinnerungen, liest man den am 21. Dezember 1917 in Köln geborenen Heinrich Theodor Böll oder den am 29. April 1929 in Rostock geborenen Walter Kempowski. Beide haben biographisch geschrieben, Kempowski porträtiert im Roman „Alles umsonst“ wie der 12jährige Peter als alter ego das Ende des Krieges in Ostpreußen erlebt. Erinnerung macht Abschied zur Geschichte.

Was ist aber, wenn man an der Vergangenheit „hängenbleibt“. Das ist im Fall der Traumatisierung eine große Gefahr. Primo Levi hat beschrieben, er wisse nicht, ob er träumt, in Freiheit zu sein, aber noch im KZ ist oder ob er noch im KZ ist und träumt, in Freiheit zu sein. Er hat diesen Konflikt nicht überlebt.

Joachim Fest erinnert sich in seinem Buch „Ich nicht“, einem Motto seines Vaters, einem Schulleiter aus Berlin-Karlshorst, den die Nationalsozialisten sofort nach 1933 entließen, an den Abschied aus dem Krieg. Er war 22 Jahre alt (S. 308):

*Anfang Januar 1947 fand ich mich in Freiburg auf der Schulbank wieder. Es waren die einstigen Räume, die einstigen Lehrer, die Stoffe und die Namen von ehemals: Cicero und Homer und Lessing und Goethe. Und obwohl mir selbst die Gesichter der ein Jahr jüngeren Mitschüler merkwürdig vertraut vorkamen, hatte ich das Empfinden, in eine fremde Welt geraten zu sein. Ich hockte gleichsam immer noch in dem Einmannloch, von dem die anderen bislang nicht einmal gehört hatten. Ihre Probleme, ihre Streitfragen oder Einverständnisse und selbst ihre Scherze kamen wie von weither. Ich war, anders als in meinem ersten Brief nach Hause geschrieben, noch immer aus der Welt.*

Fest hatte mit seinen Erfahrungen als Sohn dieses Vaters die Fähigkeit und die Möglichkeit erfaht, sich abzugrenzen. So konnte er sich erinnernd abgrenzen, Stellung beziehen und sich verabschieden. Aber was ist, wenn die Erinnerung misslingt, es gar keine Erinnerung gibt?

Angehrn und Küchenhoff, Herausgeber des Bandes „Das unerledigte Vergangene, Konstellationen der Erinnerung“ sagen:

*Die Herausforderung der Erinnerung liegt nicht nur in der Überbrückung der Zeiten oder darin, die Kluft zwischen Damals und Heute, zwischen Fremdem und Eigenem zu überbrücken, um Vergangenes zu rekonstruieren und Vergessenes zurückzugewinnen. Die Schwierigkeit der Erinnerung kann auch darin liegen, dass das Vergangene selbst sich der Rückschau entzieht, dass es in sich dunkel und verstellt, unerkennbar und unerinnerbar ist. Im Vergangenen kann ein Unerledigtes sein, das sich der Erinnerung widersetzt und zugleich nach ihr verlangt.*

In diesem Band stellt Aleida Assman in *Empathie-Blockaden in und nach der NS-Zeit* die grundsätzliche Frage:

*Wie kann sich das Gedächtnis mit Ereignissen befassen, deren Aufnahme ins Bewusstsein bereits im Akt der Wahrnehmung abgewehrt wurde?*

und erinnert an Alexander und Margarete Mitscherlich's Hinweis einer „kollektiven Amnesie“ in deren Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“:

*Sie gingen auf die Nachkriegsdisposition einer kollektiven Amnesie ein, die sie als einen allgemeinen Habitus des „Wegschauens, Weghörens und Wegfühlers“ beschrieben. In der emotionalen Verflachung sahen sie zugleich den wichtigsten Grund für eine „Entwirklichung“ der Nachkriegsrealität: In dem Maße, in dem man frenetisch in die*

*Wirtschaft und Zukunft investierte, verlor man den Kontakt mit der Vergangenheit und dem eigenen früheren Leben.*

Und noch vor den Mitscherlich's kam Günter Anders

*In seiner Analyse der NS-Verbrechen (...) zu dem wichtigen Ergebnis, dass Amnesie in diesem Fall nicht nur eine nachträgliche Strategie der Rechtfertigung der Leugnung und Abwehr ist, sondern bereits ein wesentlicher Teil des Verbrechens selber...und bereits mit der Tat einsetzt.*

Anders wollte mit diesem Verweis Gefühle der Verantwortung für die Verbrechen der Vergangenheit und Empathie für die Opfer des Naziterrors aufbauen. Der kollektive Druck, Erinnerung zu löschen, dauerte lange an, nach meiner eigenen Erinnerung bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts und entsteht gerade jetzt neu. Sich mit dem Durcharbeiten von

*Ereignissen befassen, deren Aufnahme ins Bewusstsein bereits im Akt der Wahrnehmung abgewehrt wurde*

ist möglicherweise erschreckend, weil sich aus dem bisher Bekannten plötzlich neue Zusammenhänge entwickeln, die nur mit Hilfe eines anderen ertragen werden.

Ich möchte aber auch darauf hinweisen, dass Erinnerung nicht an sich gut ist, sie kann, wie wir wissen, auch schädigen, wenn man an der Erinnerung hängenbleibt, wenn sie zum Nachtmahr und Verfolger wird. Die Abwehr gegen diesen Umstand spiegelt sich in Joachim Meyerhoff's Roman „Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“. Er vollbringt das Kunststück, ein offenbar kollektives Bedürfnis, eine bessere Vergangenheit zu kreieren und dies Vorhaben zugleich subtil zu konterkarieren. Erinnerung hat ein Janusgesicht.

Aber damit Erinnerung zum Abschied führt, bedarf es einer Einordnung, in unnachahmlicher Weise hat dies der am 10 Mai 1760 geborene Johann Peter Hebel in seiner wohl bekanntesten Kalendergeschichte *Unverhofftes Wiedersehen* beschrieben:

*In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: »Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.« – »Und Friede und Liebe soll darin wohnen«, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, »denn du bist mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort.« Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: »So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen« – da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden*

*eroberte russisch Finnland, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ehlen tief unter dem Boden gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreunde und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte: »Es ist mein Verlobter«, sagte sie endlich, »um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er unter die Erde gegangen und nimmer heraufgekommen.« Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um, und begleitete ihn alsdann in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: »Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu tun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag. – Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten«, sagte sie, als sie fortging, und noch einmal umschaute.*

Mein Abschiedsgedanke: Meine Eingangsthese, es müsse ein genügend guter Abschied gegeben werden, damit der weitere Weg erfolgreich wird, ist unvollständig. Ein Teil der Aufgabe, erfolgreich Abschied zu nehmen, liegt immer auch bei dem, der Abschied nimmt, Beim jugendlichen Menschen kommt es auf seine Fähigkeit, Autonomie zu entwickeln an, wobei Verena Kast (Wege zur Autonomie, dtv 1988: München) zu Recht darauf hinweist, dass für die Entwicklung ausreichender Autonomie zuvor genügend Geborgenheit bestanden haben muss.

K  
u  
r  
t

H  
ö  
h